

Die Jugend des Helden, sein Leben am byzantinischen Hof, seine Kampfjahre, sein Wirken als Staatsgründer, als Bauherr, als Familienhaupt, als Volkskönig ziehen an unserem Auge vorüber. Gerechtigkeit ist sein Lebensgesetz, wonach auch Odoaker in ehrlichem Zweikampf gefallen wäre. Vor allem aber sucht der Dichter uns einzuführen in die Seele des Königs, von der die Quellen so wenig sagen. Theoderich müht sich, die Religion in ihr Gebiet einzugrenzen und vom Reich und seinen Aufgaben wegzuführen, wo die katholischen Gegner sie immer wieder feindselig geltend machen. Er selbst steht über den christlichen Bekennnissen. Zwar lässt er seine Kirche mit den Bildnissen Christi und seiner Engel und Heiligen, wenn auch nicht der des Judenvolkes schmücken, aber er selbst bleibt dort stumm. Höchstens benutzt er den »Klerus mit seinen Sprüchen« (93), wenn er damit seine Erfolge sichern kann. Im Tod verlangt er nicht nach dem Bischof, sondern nach seinem Roß, damit er, seinem Waffenmeister Hildebrand folgend, gen Wallhall reite.

Das Byzanz, in dem Theoderich seine Jugend verbringt, ist uns durch Chrysostomus und die andern Geschichtsquellen ziemlich bekannt, und es gelingt Schäffer, in markigen Zügen die Großstadt und die Seelenvorgänge eines jungen Germanenfürsten zu vergegenwärtigen. Dagegen wird man, trotz der inneren Neigung, die Dichtung als ein Volksbuch für unsere Jugend zu retten, sagen müssen, daß er den Staatengründer Theoderich nicht so glücklich schildert. Die geschichtlichen Mächte sind weder für sich noch in ihrem tatsächlichen Zusammenwirken Gestalt geworden. Durch das Streben, Theoderich vor die Wahl: Germane oder römischer Christ, zu stellen, verengert sich der Blick und verschiebt sich auch zu Ungunsten der Wahrheit. So werden weder der große König noch die Zeit, in der er steht und die er mächtig beeinflußt, ganz lebendig. Der deutschen Sage, die den Dietrich von Bern gerade als den gerechten Herrn feiert, entspricht aber nur ein Geschichtsbild, das auch gerecht Licht und Schatten verteilt. Ein solches Bild wird auch Theoderich als den gerechten König der Goten und Patricius von Rom erweisen. Daß sein Wollen nicht sein Ziel erreichte, daß er selbst am Ende seines Lebens zu zittern begann und sich durch wuchtige Schwerthiebe ins Unrecht setzte, ist eine Vorausnahme der Ge-

schichte seines Volkes, das unterging, zu geringerem Teil durch seine Schuld, in der Hauptfache durch die Wucht aller geschichtlichen Kräfte, die sich hart im Raum Italiens stießen. Ganze Kunst wird auch solche Tragik würdig darstellen, und ein starkes Geschlecht wird auch durch einen tragischen Untergang, den es geistig mit erlebt, mehr erhoben, als durch die Niederlage eines Helden und Heldenvolkes, die Tücke und Bosheit eines niedrigen Gegners herbeiführt.

Hubert Becher S. J.

### Überantwortet

Die Ausgabe der Briefe der Mutter Nietzsches an Franz Overbeck durch Erich F. Podach<sup>1</sup> öffnet nun die volle Realität des »kranken Nietzsche«. Es ist die Realität eines furchtbaren Überantworteteins, um so furchtbarer, als es unter Menschen geschieht, die sich in Liebe um ihn bemühen und in diesem Bemühen noch dazu einander zur Qual werden. Die Mutter, die mit ergreifender Selbstaufopferung sich der Pflege des Kranken widmet, sieht ihn, wie Peter Gast an Wiedemann schreibt (24. Febr. 1890), nur als »das geliebte Kind und nicht viel mehr« (226). Als Frau eines unerschüttert kindlichen Glaubens sind ihr die Schriften ihres Sohnes ein Entsetzen (119 f. 180), und vor »Nietzsche-Gemeinden« zieht sie sich zurück (253 f.), bis zum energetischen Entschluß (1. 10. 1893 an Overbeck): »Ich empfange niemand wieder, die sich als glühende Verehrer meines Sohnes ausgeben« (170). Aber das äußert sich in einer Liebe zum Sohn, die ihn restlos zum kleinen, verwohnten Kind von ehemals macht (mit »Liebkosen« und Pflegen, mit immer neuen Leckerbissen), und bis dazu, »ihn wie ein Kind in die Kirche (zu) führen« (248). Die »Nietzsche-Gemeinde« sucht sie durch Wein und belegte Brötchen von der Lektüre des »Antichrist« abzuhalten (253) und verhandelt, nichts ahnend, gerade mit Overbeck über die Verhinderung der Ausgabe des letzten Teiles des »Zarathustra«, in Angst vor gerichtlicher Verfolgung (125 f.). Julius Langbehn, den »Rembrandt-Deutschen«, nimmt sie zuerst freudig auf als den »richtigen Mann« für die Behand-

<sup>1</sup> Der kranke Nietzsche, Briefe seiner Mutter an Franz Overbeck. Hrsg. von Erich F. Podach (VIII u. 259 S.) Wien 1937, Hermann Fischer. M 6.-

lung Nietzsches (49), erfährt dann aber entsetzt die jähre Selbstherrlichkeit seiner Bedingungen (dass die Mutter »jeden schriftlichen und mündlichen Verkehr« mit dem Sohn während der Vormundschaft zu »meiden« und dazu in allem »den Weisungen des Dr. Langbehn Folge zu leisten« habe: 66). Und in der gleichen Zeit wird Langbehn von Peter Gast gegen die Mutter unterstützt, bis auch Peter Gast in helle Empörung gegen Langbehn ausbricht (219 ff.). Aber die Mutter schreibt dann doch später an Overbeck: »Ich traure doch noch immer um den schrecklichen Langbehn, dessen Art, mit Fritz zu verkehren und seinen Geist zu wecken, viel für sich hatte« (93). Und zum Abschluß hat sie noch das durchzukämpfen, was sie die »Begriffsirrung ihrer Tochter« nennt und »Das Ganze ist eine Komödie« (200): dass Elisabeth Förster-Nietzsche hinter dem Rücken ihrer Mutter Schritte tut, auf die Pension Nietzsches zu verzichten und sogar »von einer Art Rückzahlung gesprochen habe« (191 ff.) und mit dem Geld von Freunden das Nietzsche-Archiv begründen will: »mir den Geisteschatz meines Sohnes, unseres gemeinsamen geliebten Kranken, als unsern Familienschatz für fremdes Geld mit und vor allem meinem Sohn, welcher doch Namen hat, abkaufen zu wollen« (193 f.).

Unter all diesen Wirrnissen lebt derjenige dahin, der einst gerufen hatte: »Meine Formel für die Größe am Menschen ist »amor fati«; dass man nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht« (Gel. Werke, München 1922 ff., XXI 211). Die Mutter berichtet an Overbeck, wie er einerseits allen möglichen Leuten die Hände hinreiche und seine Wärter umarme (60 69 73), anderseits seine Hände betrachte wie »fremde« (136). Sie muss gegen Ende immer häufiger schreiben von dem peinlichen »Lautseins des Sohnes bei Tag und auch bei Nacht (175 178), - und »Gast hatte den Eindruck, dass Nietzsche in diesem Zustand seine Mutter möglicherweise einmal erschlagen oder erwürgen könnte« (250). Die Mutter sitzt vor den letzten wirren Verlen des Sohnes: »Ich suchte meine schwerste Last - da fand ich mich« und »Du liebst zu rasch«, - und schreibt im Bericht an Overbeck dazu: »Ja, er ist zu rasch gelaufen in seinem ganzen Leben« (13). Sie ist »voll von innigem, innigem

Dank gegen den lieben, guten Gott, dass ich dieses Herzenskind nur pflegen kann« (141), aber »ein namenloses Weh durchzieht oft meine Seele« (145) und »sein Leben (bleibt mir) immer und immer ein Geheimnis« (147), - während sie ihm »oft« sagen hört »mehr Licht« und »summarisch tot« (163). Overbeck schreibt über die Begegnung mit dem Kranken 23.-25. Februar 1890: es »gestaltete sich unser Verkehr damals - er währte drei Tage - so wie wenn er von zwei verschiedenen Planeten aus stattgefunden hätte« (227). Erwin Rohde berichtet 27. Dezember 1894: »Er fühlt offenbar gar nichts mehr, kein Glück und kein Unglück; auf eine schreckliche Weise ist er im »Jenseits« von allem« (251). Gabriele Reuter, die ihn in ihrer Jugend sah, zeichnet in ihren Erinnerungen auf: »Mir schien sein Geist in einer unendlichen Ferne von allen menschlichen Beziehungen, in grenzenloser Einsamkeit zu hausen« (253). Und über seine letzte Begegnung mit Nietzsche am 24. September 1895 berichtet Overbeck: »Er verließ die ganze Zeit nicht seinen Krankenstuhl, sprach mit mir kein Wort, ja richtete auf mich nur noch bisweilen einen gebrochenen, halb feindseligen Blick und machte mir überhaupt den Eindruck eines todeswunden, edlen Tieres, das sich in den Winkel zurückgezogen, in dem es nur zu verenden denkt« (257).

Dieses Überantwortet steht in einem geheimnisvollen Aug-in-Aug zum Überantwortet der Heiligen, die im Jahr der Dionylos-Dithyramben (1888) in den Karmel von Lisieux eintrat und den Namen empfing »Therese vom Kind Jesus und Heiligen Antlitz«. - Im September 1881 schrieb Nietzsche an Overbeck als Kennwort seines Lebens: »In puncto desperationis« - »Im Punkt der Verzweiflung.« 1889 formuliert Therese vom Kind Jesus und Heiligen Antlitz in einem Brief an ihre Schwester Pauline: »Souffrance sans aucune consolation« - »Leiden ohne irgend Trost.« - Nietzsche fordert das »Spiel« als entscheidende Haltung (Gel. Werke XXI 211), und Langbehn sagt zur Mutter über den kranken Nietzsche: »Er ist ein Kind und ein König, als Königskind, das er ist, muss er behandelt werden« (51). Therese vom Kind Jesus und Heiligen Antlitz wird von ihrem Vater verwöhnt als seine »kleine Königin«, tritt aber in den Karmel ein, um der »gewöhnliche, graue Spielball« der »kindlichen Capricen« des Gottes zu

werden, der Kind ward, und wie Blätter einer zerfleckten Rose unter Seinen Füßen - daß dies sich verwirkliche in einem Klosterleben, darin sie Spielball ihrer Obern und Mitschwestern ward (als das zu ernsten Dingen »unfähige Kind«) -, hinein in ein Fortleben, darin die Heilige des grausamsten Opfers als die süßlich »kleine Heilige« des »Rosenstreuens« erscheinen muß. - Das »in puncto desperationis« Nietzsches vollendet sich, da er in seiner Krankheit hilflos in das Getriebe immer neuer und peinlicher Allzumenschlichkeiten gerät. Die »souffrance sans aucune consolation« der heiligen Theresia wirkt sich in einem Karmel aus, der von den unberechenbaren Launen der Priorin Marie de Gonzague wie ein törichter Spielball hin und her gewirbelt ward (wie der ungeschminkte, wenngleich ein wenig skandalfüchtige Realismus des Pater Ubald d'Alençon es zeichnet<sup>2)</sup>): mit den Kleinstadt-Gerüchten, die ihre Familie ihr in ausgiebigen Sprechzimmerstunden zutrug, - mit der Jagd auf ihre entlaufenen Katzen, zu der sie ihre Ordensgemeinde noch in später Stunde auf die Bäume trieb -, mit der herrischen Willkür ihres Regiments (daß schließlich die Heilige selber ihr energisch entgegnetrat). - So werfen die letzten Stunden der Heiligen ein erschütterndes Licht auf das Geheimnis des Überantwortet, das als unergründlicher Zwang über Nietzsche kam und in das hinein die junge Heilige, das Herz zum Sprengen erfüllt von unbändigem

<sup>2</sup> Vgl. Lucie Delarne-Mardrus, *La petite Thérèse de Lisieux* (Paris 1937) S. 1-54. Dem folgt eine »Antwort des Karmel« S. 61-85.

Leben, ein unerschütterliches Ja sprach. Denn die letzten Stunden der Heiligen sind das Ringen darum, dieses Ja nicht in der letzten Furchtbarkeit zu »bereuen«. Ihren Lippen entringt sich der kaum noch gebändigte Vorwurf: »Mein Gott! Mein Gott! Ihr, der so gut ist!! Ja! ja, Ihr seid gut! Ich weiß es.« Dann bricht die ganze Unerbittlichkeit derjenigen durch, der kein einzelnes »Martyrium« und keine einzelne »Heidenmission« genügt hätte, die aber ihre gesamte Fülle erst fand in der schmungellosen Wahrheit eines bis ins Letzte gedemütigten, völlig verhüllten Menschenlebens: »Ja, es scheint mir, daß ich nie etwas anderes gesucht habe als die Wahrheit ... Ja, ich habe begriffen die Demut des Herzens.« So wird es zum Ja in die ganze Nacht ihres Lebens, - aber als Nacht, die eben so Licht ist, weil »Auslieferung in die Liebe«: »Alles, was ich geschrieben habe über meine Sehnsüchte zum Leiden. Oh, das ist wohl wahr.... Ich bereue nicht, mich ausgeliefert zu haben an die Liebe.« Mutter Agnes von Jesus, die Schwester der Heiligen, merkt nun an: »Sie betrachtend dachte ich an die Heiligen, ausgeliefert den Henkern, aber besiegelt von einer göttlichen Kraft.« Die Heilige aber ruft noch einmal, »mit Glut«, wie Mutter Agnes schreibt: »O nein, ich bereue nicht, mich ausgeliefert zu haben an die Liebe, im Gegenteil!« So geht es ins Ende, »betrachtend ihr Kruzifix«: »Oh..., ich liebe Ihn... Mein Gott!... Ich... liebe... Euch!« (Novissima Verba, Lisieux 1926, S. 193-197.)

Erich Przywara S.J.

## Besprechungen

### Kirchengeschichte gestern und morgen

**Kleine deutsche Kirchengeschichte.**  
Von Karl Koch. 120 (163 S.). Köln  
1938, Bachem. Kart. M 1.50

Zwei Aufgaben hat eine volkstümliche Kirchengeschichte zu erfüllen: Sie muß dem Katholiken religiöse Kraft und Zuversicht spenden, darf aber anderseits nie tendenziös werden, wie etwa die Kirchengeschichtsschreibung seit der Gegenreformation bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Das kleine Büchlein von Koch, das sich bewußt an weiteste Kreise wendet, ist

in jeder Hinsicht - man kann das mit Genugtuung sagen - eine erfreuliche und durchaus gediegene Erscheinung. Trotz seiner gedrängten Kürze kann sich jeder aus diesem Büchlein die Antworten holen auf die dringenden kirchengeschichtlichen Fragen, vor denen heute Katholiken oft ratlos stehen. Diese Kirchengeschichte in Taschenformat wird einem weitverbreiteten Bedürfnis entsprechen. Man möchte sie in der Hand jedes lebendigen Katholiken sehen. Allerdings beschränkt sie sich auf die katholische Kirche innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches. Der übrige deutsche Volksboden, wie